nie raumbezogener Krankheitskonzepte greifen ließen. Sie demonstrieren aber eindrücklich die Grenzen der bakteriologischen Wende der Medizin. Angesichts des ausbleibenden Therapieerfolgs verlegten sich vor allem britische und deutsche Kolonialverwaltungen auf Eingriffe in die Umwelt, um der Krankheit Herr zu werden. Waldrodungen sollten den Vektor, die Tsetse-Fliege, verdrängen, die Jagd auf Wildtiere Krankheitsreservoire ausschalten. Mobilitätskontrollen, Umsiedlungen und die Einrichtung von Schlafkrankenlagern fallen ebenfalls in diesen Bereich, behandelten sie afrikanische Menschen doch als Teil der zu kontrollierenden Natur. Gemeinsam war diesen Maßnahmen, dass sie von einer robusten Realitätsferne zeugten und im Ergebnis an der Komplexität der Krankheit und Widerständen vor Ort scheiterten. Weiterhin wurden sie in interkolonialem Austausch geplant, etwa bei der Errichtung von Lagern in Grenzregionen. Schließlich belegen sie einmal mehr die Verknüpfung von medizinischen Initiativen, kolonialer Durchdringung und Gewalt. Ihr Scheitern offenbarte zugleich Grenzen des Fortschrittsglaubens und die Fragilität eines europäischen Überlegenheitsgefühls.

Das letzte Kapitel greift zeitlich weiter aus und behandelt tropenmedizinische Forschung vor dem Hintergrund sich wandelnder politischer Verhältnisse. Im Mittelpunkt steht die Rolle deutscher Forscher, die nach dem Weltkrieg ihr koloniales Betätigungsfeld verloren. Wenngleich der Krieg auch insgesamt für die Schlafkrankheitsforschung einen Bruch bedeutete, hatten die geknüpften wissenschaftlichen Netzwerke Bestand. Der medikamentöse Durchbruch wurde in deutschen Laboren erzielt und in deutsch-britischer Kooperation in Europa und Uganda getestet. Der deutsche Erfolg wurde durchaus nationalistisch aufgeladen und in das kolonialrevisionistische Argumentationsrepertoire aufgenommen. Er verhalf zugleich deutschen Experten zur Teilnahme an Expeditionen, nicht zuletzt im Kontext des Völkerbunds. Ehlers demonstriert hier, im Einklang mit neuerer Forschung zur deutschen Kolonialgeschichte, wie lohnend es ist, diese nicht auf den Zeitraum formaler Herrschaft zu beschränken.

Die Mehrheit der untersuchten deutschen Mediziner war in der Zeit des Nationalsozialismus nicht mehr aktiv. Für die Tropenmedizin insgesamt und für einzelne Forscher zeigt die Studie aber eine große Affinität zum NS-Regime. Mit Claus Schilling wurde ein Schlafkrankheitsforscher wegen Durchführung von Menschenversuchen im Konzentrationslager Dachau 1946 hingerichtet. Begonnen hatte er Humanexperimente bereits während seiner Tätigkeit in deutschen Kolonien. Nicht nur dieses Beispiel unterstreicht, dass sich die Geschichte europäischer Medizin nicht aus ihren kolonialen Bezügen herauslösen lässt und koloniale Gewalt ein integraler Bestandteil der westlichen Wissenschaftstradition war.

Andrea Wiegeshoff (Marburg)

Kulturraum Lager

Manuela Putz, Kulturraum Lager. Politische Haft und dissidentisches Selbstverständnis in der Sowjetunion nach Stalin, Wiesbaden (Harrassowitz) 2019, 348 S., 49 €

Spätestens mit der Veröffentlichung von Aleksandr Solženicyns *Archipel Gulag* werden Dissidenz und Lagerhaft zusammengedacht. Wie eng dieses Verhältnis für das Denken und Handeln ›Andersdenkender‹ in der Sowjetunion nach Stalin war, behandelt Manuela Putz in ihrem

Buch. Sie untersucht, wie das Hafterlebnis seit der Tauwetter-Zeit Generationen von Andersdenkenden einen gemeinsamen Referenzrahmen von Handlungs- und Gefühlsnormen gab, die wiederum das dissidentische Selbstverständnis und damit das Handeln und Denken von Menschenrechtsaktivisten auch außerhalb der Lager prägten.

Putz beleuchtet, wie und warum Insassen im poststalinistischen Lagersystem damit begannen, sich als »Polithäftlinge« zu identifizieren. Sie demonstriert, wie diese »Subjektkonstituierung« aufs Engste mit den Haftbedingungen verbunden war, die das Regime vorgab. Andersdenkende hätten keinesfalls in einer reinen Gegenwelt zum Regime gelebt, sondern ihr Selbstverständnis müsse mit der Repressionserfahrung zusammengedacht werden. Das Lager, so die These, ist die Wiege der Dissidenz. Auf einer breiten Quellengrundlage aus Interviews, Nachlässen, Autobiografien sowie den Überlieferungen der Justizbehörden der Region Perm spürt Putz der Entstehung dissidentischen Selbstverständnisses nach. In chronologischer Abfolge beleuchtet sie die unterschiedlichen Häftlingsgenerationen, die ihre Erfahrungen in den Haftanstalten sukzessive stärker nach außen trugen. Für ihren emotionsgeschichtlichen Zugang setzt die Autorin auf die kritische Analyse zahlreicher Selbstzeugnisse, um, nach Jan Plamper, auch den Verarbeitungs- und Bewältigungsprozess der Emotionen nach der Haft miteinzubeziehen. Dafür behandelt sie ihre Interviewpartner als »Kulturträger« des Lagers und Stifter dissidentischer Identität.

Die Grundlage für dieses Selbstverständnis, so Putz, habe die so genannte »Tauwetter-Intelligencija« gelegt. Nach den Erfahrungen in Ungarn 1956 nahm das sowjetische Regime junge kritische Intellektuelle als politische Bedrohung wahr und schuf durch deren Verhaftung überhaupt erst den Referenzrahmen politischer Opposition. Die Haft formte den Begegnungsraum, in dem sich die Häftlinge als Gruppe vernetzten und spezifische Handlungs- und Gefühlsnormen entwickelten. Dazu gehörte die kategorische Verweigerung, mit der Staatsmacht zusammenzuarbeiten und die Praxis, Eingaben an die Justizbehörden zu schicken. Nach Putz bezogen sich die Häftlinge auf rechtliche Vorgaben und erprobten so Strategien der Rechtsverteidigung.

Der Gerichtsprozess gegen Andrej Sinjavskij und Julij Daniel in den 1960er Jahren bescherte den Häftlingen erstmals nationale und internationale Aufmerksamkeit. In Moskau solidarisierte sich ein kleiner Kreis mit den Angeklagten. Verwandte und Freunde machten auf das Schicksal der Polithäftlinge im Umfeld Andersdenkender aufmerksam. Auf der anderen Seite des Lagerzauns habe sich das Bewusstsein einer neuen Generation von Insassen als Polithäftlinge gefestigt. Auch hier hätten Fremdwahrnehmung (eigene Lagerregeln für politische Häftlinge) und Selbstwahrnehmung zusammengewirkt, sodass sich Insassen zum Ende der 1960er Jahre zum Status des »Politgefangenen« bekannten, um so auf ihre rechtliche Lage und ihre Haltung hinzuweisen. Je härter die Lagerverwaltung gegen die Insassen vorgegangen sei, umso stärker seien der Zusammenhalt und die Überzeugungen gestärkt worden, um keinen Preis mit der Staatsmacht zu kooperieren. Über Veröffentlichungen im Selbstverlag (Samizdat) und Publikationen im Ausland (Tamizdat) wurde zunehmend auch eine internationale Öffentlichkeit mit dem Schicksal der Häftlinge vertraut gemacht. Die Insassen begriffen ihre eigene Rolle zunehmend im Kontext der entstehenden internationalen Men-

schenrechtsszene, welche wiederum die Lagerhaft zum Kernthema ihrer Bemühungen gemacht habe.

Diese Wechselwirkung intensivierte sich in den 1970er und 1980er Jahren zunehmend: Die isolierte Häftlingsgemeinschaft entwickelte Taktiken, um auf ihre Situation im Lager aufmerksam zu machen und die Lagerleitung unter Druck zu setzen. Mit Hungerstreiks und schriftlichen Eingaben unter Verweis auf die Lagervorschriften versuchten sie, die Machtverhältnisse zwischen ihnen und den Strafvollzugsbehörden umzukehren – mit punktuellem Erfolg. Diese Konflikte wurden über Gleichgesinnte in die Außenwelt kommuniziert, die ihr eigenes Vorgehen – auch unter Anleitung der Inhaftierten – professionalisierten. Von der richtigen Handhabung eines Kassibers bis zur Ausrichtung von geheimen Pressekonferenzen für ausländische Journalisten hielten diese Männer und Frauen den Resonanzraum aufrecht, der den Insassen als Lebensversicherung dienen sollte.

Mit der Unterzeichnung der Schlussakte von Helsinki 1975 wuchsen auch die Unterstützernetzwerke. Diese hätten, laut Putz, die Handlungs- und Gefühlsnormen der Insassen übernommen.

Die Autorin demonstriert eindrücklich, wie gerade westliche Aktivisten die Insassen als Ikonen überhöhten und deren dichotomische Weltsicht kritiklos übernahmen. Nach ihrer Freilassung und Exilierung nahmen prominente Andersdenkende eine Expertenrolle ein. Ihre Hafterfahrung sei damit endgültig zum Markenkern der Dissidenz in der westlichen Wahrnehmung geworden. Diese teils mythische Verklärung und die Betroffenheitsrhetorik standen jedoch im deutlichen Gegensatz zur Wahrnehmung durch die Häftlinge selbst, die sich nicht von den Alltagsnormen der Haft haben lösen können. Während westliche Menschenrechtsaktivisten Vladimir Bukovskijs Heroismus im Kampf gegen das System betonten, verbot er sich selbst, Erleichterung über seine Entlassung zu empfinden. Die Diskrepanz zwischen Heldeninszenierung und Hafttrauma, so Putz, habe letztlich auch die Schwierigkeiten in der interkulturellen Kommunikation zwischen Insassen und Unterstützern und somit die Grenzen des Wertetransfers reflektiert.

Im Zuge der Reformpolitik Michail Gorbačevs wurde die Verfolgung von Andersdenkenden als »besonders gefährliche Staatsverbrecher« als unrechtmäßig anerkannt, und die Insassen der Lager wurden entlassen, teilweise rehabilitiert. Viele von ihnen beanspruchten weiterhin eine politische Rolle – als Menschenrechtsaktivisten oder, wie Mart-Olaf Niklus in Estland, als Vorkämpfer einer nationalen Abspaltung im Zuge des Zerfalls der Sowjetunion. Dabei wird auch deutlich, wie Paranoia, schemenhaftes Freund-Feind-Denken und der fast pathologische Wille zur Dokumentation das Leben vieler Dissidenten nach der Haft bestimmten.

Das Buch veranschaulicht die Verflechtung von Hafterfahrung und politischem Aktivismus und eröffnet darüber einen wichtigen neuen Blickwinkel auf die Entstehung und Funktionsweise der sowjetischen Menschenrechtsszene. Zugleich bietet der emotionsgeschichtliche Zugang Einblick in ein Gefühlsleben aus Angst, Kontrollverlust und letztlich Selbstüberhöhung unter Polithäftlingen. Doch während man in den Taktiken der Rechtsverteidigung durchaus einen festen Handlungsrahmen erkennen kann, bleiben die »emotionalen Normen« der Häftlinge ein vages Gebilde. Begriffe wie »Lagerethik« und »Gefühlsregime« sollen die Vergemeinschaftung dieser Menschen auf emotionaler Grundlage illustrieren, doch definiert werden sie nicht.

Zugleich fragt man sich, wie viel dissidentische Selbstinszenierung den roten Faden im Buch mitbestimmt hat. Die Autorin thematisiert die »Überhöhung zwischenmenschlicher Beziehungen« durch die Dissidenten, dennoch bleiben mit Blick auf diese Beziehungen viele Glättungen aus der Retrospektive unkommentiert. So wird Gewalt unter den Polithäftlingen tabuisiert und die Abgrenzung zum »Kriminellen« bleibt ein unerschütterliches Mantra. Putz reflektiert kritisch über diese Narrative als Teil der Traumabewältigung. Die Autorin reproduziert sie aber auch, weil diese Erzählstränge in ihrer Untersuchung den Rahmen für dissidentisches Handeln vorgeben. Dies bleibt ein unauflösliches Dilemma, das den Wert des Buches für die Erforschung der sowjetischen Dissidenz jedoch nicht schmälert.

Immo Rebitschek (Jena)

Friedrichshain und Kreuzberg im geteilten Berlin

Hanno Hochmuth, Kiezgeschichte. Friedrichshain und Kreuzberg im geteilten Berlin (Geschichte der Gegenwart; Bd. 16), Göttingen (Wallstein) 2017, 392 Seiten, 22 Abb., 29,90 €

Eine Großstadt ist kein geschlossenes Ganzes, sondern besteht aus vielen Stadtteilen und anderen Unterräumen, die häufig eigene Geschichten haben und vor allem spezifische Narrative über sich selbst pflegen. Dies gilt allemal für Berlin, wo der »Kiez« eine eigene Lebenswelt für manche Bewohnerinnen und Bewohner bedeuten kann. Hanno Hochmuth hat mit »Kiezgeschichte« den Versuch unternommen, mit Friedrichshain und Kreuzberg zwei Nachbarstadteile auf der Ost- und Westseite des geteilten Berlin der Nachkriegszeit zu analysieren. Als »zeitweilig getrennte Zwillinge« seien die Stadtteile eine »Art historische Versuchsanordnung«. Der Vergleich der beiden früheren Arbeiterstadtteile, die Ende des 19. Jahrhunderts einen rasanten Bauboom erlebten und nach 1945 mit immensen Zerstörungen ähnliche bauliche und soziale Ausgangsbedingungen hatten, erfolgt daher, um »Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Verflechtungen« zu erkennen.

In der fundierten Einleitung betont Hochmuth, dass er nicht den Mythos der beiden Stadtteile als alternative Zentren bedienen, sondern gesellschaftliche Entwicklungen und Problemlagen aufzeigen möchte. Der Untersuchungszeitraum liegt vorrangig zwischen 1961 und 1989, aber im Buch finden sich auch längere Rückgriffe insbesondere zur Bau- und Sozialgeschichte, die meist auf systematischen Erhebungen früherer Zeiten fußen. Der Begriff »Kiez« wurde, so die überzeugende Analyse, erst in den 1970er Jahre reaktiviert und als »historisierender Ausdruck einer neuen Urbanität« verwendet. Anhand von Fallbeispielen geht Hochmuth auf das Spannungsfeld von Öffentlichkeit und Privatheit ein und greift dabei auf den Soziologen Hans Paul Bahrdt zurück, der 1961 in seinem Buch »Die moderne Großstadt« Öffentlichkeit als städtisches Phänomen analysierte, das in der dörflichen Sozialstruktur noch kaum eine Rolle spielte. Dies bedingte auch die Zunahme von Privatheit, die in den Städten des 20. Jahrhunderts erheblich expandierte.

Nach einem konzisen Überblick zur Entwicklung der beiden Stadtteile bis 1961 untersucht er für die Zeit danach in den drei Hauptkapiteln die Bereiche Wohnen, Kirchen und Vergnügen.

Wohnen bietet sich für das aufgefaltete Spannungsfeld an, gilt die Wohnung doch als »Keimzelle der Privatheit«